

TIMM KOCH

WOLLT IHR DEN TOTALEN  
**WAHNSINN?**



DER NAZI-ROMAN

FIFTYFIF

FIFTY FIVE



Timm Koch

# Wollt ihr den totalen Wahnsinn?

Der Nazi-Roman

FIFTY FIVE

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-946778-51-6

1. Auflage 2024

© Fiftyfifty Verlag Imprint der Buchkomplizen GmbH, Siemensstr. 49, 50825 Köln

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Lektorat: Eva Schweitzer

Satz: Publikations Atelier, Weiterstadt

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

Printed in Germany

# Inhalt

Bourbon	7
Großvaters Stahlrute	9
Sperma	15
Fähndelschwenken	17
Bier	21
Messwein	26
Schweres Wasser	36
Wodka	54
Maulwürfe vergasen	59
Schwarzer Tee	65
Milchnertunke	70
Kamillentee	72
Der Tod meiner Großmutter	80
Mineralwasser	83
Kentern lernen	98
Rum	106
Benzin	131
Hitlers Liebesbriefe und eine Schublade in Irland	143
Yperit	158
Barbera	161
Trollinger	167

Der goldene Ehering des Lateinlehrers	178
Schweiß	184
Kaffee	197
Mate	204
Afrikanisches Blut	221
Zwei Brüder mit Namen Otto von Bismarck und Wilhelm II	228
Kondensmilch	234
Trampen mit KZ-Schlächter	248
Der Schürhaken aus Auschwitz	253
Chicha	257
Mussolini, Skinheads und die Kreuzberger Türken	279
Ein mumifizierter Babyfinger	282
Voodoo-Blues	296
Hey you, surprise!	300
Weihwasser	312
Rote-Bete-Saft	329
Der Friseur des Papstes	338
Mein Freund der Raketenmann	343
Epilog: Der kleine Hitler und das Ei	346
Nachwort	350

# Bourbon – 1945

*Berlin, Deutschland*

Der Champagner hat seinen Kopf leicht gemacht. Die Trauung war eine Farce. Immerhin gibt es einen Grund für Champagner. Die Feste feiern, wie sie fallen. Ein guter deutscher Grundsatz. Die Enge des Bunkers drückt ihm auf die Seele. Die Gänge riechen feucht und muffig. Er braucht frische Luft. Die beiden Wachposten am Notausgang reißen erstaunt die Augen auf. Beide sind jung, athletisch und kernig. Einerseits froh darüber, hier drinnen einstweilen in Sicherheit zu sein, wirken sie andererseits grüblerisch, was ihr unsicheres weiteres Schicksal angeht. Damit stehen sie in diesen Tagen nicht alleine da. Bevor sie etwas sagen können, winkt er mit der rechten Hand.

»Wie Sie wünschen, Herr Reichsminister.«

Hätte ruhig ein wenig strammer erklingen können. Aber gut. Der Champagner macht ihn milde. Er ringt sich ein Lächeln ab. Einer der beiden öffnet ihm die Türe. Der andere steht einfach nur da, auf dem Kragenspiegel die Siegrunen, den Blick ins Leere gerichtet. Er tritt hinaus in den Garten. Es rieselt leicht. Ein milder Abend. Die japanische Kirsche steht in voller Blüte. Der Berliner Frühling kommt dieses Jahr mit Artilleriefeuer, Explosionen und dem Knattern der Maschinengewehre. Schreie sind zu hören. Einzelne Schüsse verschwimmen zu einer Kakophonie der Gewehre. Von frischer Luft keine Spur.

Es riecht nach Schlachtfeld. Die Reichskanzlei lässt sich hinter Rauchschwaden nur als Schemen erahnen. Vermischt mit dem Brandgeruch wabert der Gestank von zerfetzten Därmen, Blut, abgefeuerter Munition und Ziegelstaub durch den leichten Mandelduft, den die Blüten des Kirschbaums verströmen. Statt sich die Lungen zu füllen, atmet er flach und stützt sich dabei mit dem Arm an den Stamm des Kirschbaums. Er betrachtet den Schein der Brände in der einsetzenden Dunkelheit. Die Russen sind da. Sein Werk. Ihr Werk. Ihr gemeinsames Werk. Bald ist es vollbracht. Hatte er sich anders vorgestellt.

»Haben Sie keine Angst vor einer Bleivergiftung?«

Die Stimme klingt sanft. Er hat die Schritte des Uniformierten auf dem Rasen nicht kommen hören. Kein Wunder bei diesem Krach. »Er will sie sprechen.«

»Sollte er jetzt nicht seinen Bräutigamspflichten nachkommen?«

Die Erde wackelt durch eine nahe Detonation. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Er greift mit beiden Händen nach der rauen Borke des Kirschbaums. Der SS-Mann setzt sein schiefes Grinsen auf. Der Widerschein der Brände flackert feuerrot über seine Züge.

»Die sind bereits abgehakt, Herr Doktor. Jetzt will er Sie sprechen.«

Zurück im Bunker erscheint ihm das Draußen wie ein zäher Traum. Dank des Notstrom-Aggregats funktioniert die Beleuchtung tadellos. Die Bunkerlampen verströmen ein schummriges Licht. Der SS-Mann klopft, wartet kurz und öffnet die Türe. Das gemurmelte »Herein« war nur für seine Ohren hörbar. Drinnen schließt er die Türe wieder. Adolf sitzt in seinem Ohrensessel. Er wirkt nicht gerade wie ein befriedigter Bräutigam nach dem Vollzug der Ehe. In der Hand hält er ein schweres Glas aus Bleikristall, in dem eine bernsteinfarbene Flüssigkeit schimmert. Auf dem Tisch steht die Flasche. Sie ist zu einem Drittel geleert.

»Setz dich, Seppl. Nimm dir ein Glas.«

»Was trinkst du?«

»Whiskey. Oder besser gesagt Bourbon. Der Amerikaner war hier.«

»Ist er schon wieder weg? Ich wollte doch auch mit ihm reden.«

Adolf nimmt die Flasche in die Hand und mustert das Etikett.

»Jim Beam. Der hieß mal Johannes Böhm. Hat seinen Namen amerikanisiert. So was steht uns auch bevor.«

Er stellt die Flasche zurück auf den Tisch.

»Seppl, mein lieber Seppl. Oder soll ich lieber Jupp sagen? Das hörst du doch gern, nicht wahr? Alter Rheinländer.«

Verachtung schwingt in seiner Stimme mit.

»Eigentlich seid ihr doch alle halbe Franzosen. Los, nimm dir ein Glas. Da vorn in der Vitrine.«

Joseph steht auf und holt sich ein Glas. Er stellt es auf den Tisch und Adolf füllt es bis zum Rand. Adolf beugt sich nach vorn. Sein Pestbordem schlägt Joseph ins Gesicht.

»Wir kriegen zwei Stunden. Mehr nicht. Der Amerikaner hat mit dem anderen Sepp geredet, mit deinem Namensvetter.«

»Mit dem hast du dich ja eigentlich mal ganz gut verstanden.«

»Die Fahrkarte ... Wie hat er sie noch mal genannt? – Das Ticket. Das Ticket hat seinen Preis. Du musst zahlen.«

»Magda?«

»Ich habe zahlen gesagt, nicht, dass du auch noch eine Belohnung kassieren sollst.«

Der Mundgeruch ist kaum zu ertragen. Arme Eva.

»Die Kinder. Die kannst du nicht mitnehmen. Und Magda natürlich auch nicht.«

Joseph nimmt das Glas in die Hand und führt es zum Mund. Ein großer Schluck. Der amerikanische Fusel ist ekelhaft süß und kratzt im Hals. Er verzichtet das Gesicht.

»Der Amerikaner hat gesagt, man trinkt das Zeug mit Coca-Cola. Aber Coca-Cola hatte er keine dabei.«

»Und du?«

»Eva.«

Eine Pause. Joseph schiebt das Glas von sich weg.

»Du verschweigst mir etwas.«

»Jupp, Jupp ... Nach all den Jahren kannst du mich lesen wie ein Buch. Lebend. Der Russen-Seppel will sie lebend haben.«

## Großvaters Stahlrute – 1982

*Bad Godesberg, Deutschland*

Bevor der Klimawandel eine Wendung zum Besseren brachte, waren die Sommer im Rheintal beschissen. An einem typischen beschissenem Sommertag Anfang der achtziger Jahre war der Himmel grau. Es war kalt und windig draußen und es hatte am Morgen geregnet. Ich,

Frank Fuhrmann, stand an der Schwelle zum Mannesalter und schlich in braunem Nicki und verwaschenen Blue Jeans durch die Zimmer Emils, meines Großvaters, im Mund den Teergeschmack der heimlich gerauchten Selbstgedrehten.

Der Tod von Gerlinde, meiner Großmutter, ist nun schon lange her. Mein Onkel Ferdinand ging seiner Arbeit nach; er machte als Redakteur Jagd auf Politiker. So wie sich andere Männer Hirschgewehe an die Wand hängen, besaß der Bruder meines toten Vaters ein Kerbholz in seinem Kopf. Darin schnitt er bei jedem Rücktritt eines korrupten Abgeordneten, oder eines durch eine schlecht vertuschte Vergangenheit kompromittierten Altnazi-Ministers, eine Kerbe.

Ich kannte alle seine Kollegen und Mitstreiter. Auf ihren Partys zapfte ich ihnen Kölsch aus dem Zehn-Liter-Pittermännchen und lauschte ihren Gesprächen, die sich über alles Mögliche drehten, nur nicht über Politik. Emil saß bei diesen Partys meist ein wenig abseits. Wenn Ferdinand abwesend war, bekam mein Großvater regelmäßig Besuch von einem rothaarigen Amerikaner mit einer Aktentasche, der sich mir gegenüber als Jim Deakman ausgab. Nach diesen Besuchen flog Emil häufig nach Südamerika. Recherchereisen, wie er es nannte. Mir war schon früh aufgefallen, dass nach den Besuchen des Mister Deakman jedes Mal ein brauner Briefumschlag in Emils Büropapierkorb lag.

Am Schnapsschrank in Emils Wohnzimmer, einem Stilmöbelmonster aus den Sechzigern, schenkte ich mir ein Gläschen irischen Sahne-Whiskey-Likör ein. Der klebrige, süße Likör entfachte meine Lust auf Schokolade. Mein Großvater kannte meine Sucht nach den Produkten des Kakao und spielte nach wie vor das alte Versteckspiel mit mir. In seinem Ankleidezimmer, das gleichzeitig sein Büro war, kletterte ich auf einen anderen Stuhl und wurde fündig. In der hintersten Ecke links, ganz oben im Wandschrank, verborgen in einem Schuhkarton, lag eine frische lila Tafel Noisette-Schokolade.

Ich öffnete sie und brach einen Riegel ab, den ich mir in den Mund steckte. Mit dem Zucker und dem unglaublich verboten leckeren Kakao-Haselnuss-Geschmack durchströmt eine Welle von Glück meinen Körper. Da mein Großvater und ich nie über diese

Schokoladensucht sprachen, fühlte es sich an wie Diebstahl. – Ein Diebstahl, der auf jeden Fall auffliegen würde, da die frische Tafel ja jetzt angebrochen war.

Unten in meinem Zimmer goss ich mir schwarzen Tee mit Wildkirschenaroma aus einer braunen Tonkanne, in deren Boden »Made in GDR« gestanzt war, in eine farblich passende Tasse ohne Henkel. Aufgeschlagen auf dem Schreibtisch lagen die Vokabeln einer toten Sprache, die zu lernen ich nicht einsehen wollte. Ich lief wieder nach oben und brach mir einen weiteren Riegel von der Tafel ab. Während sich in meinem Gaumen Schokolade mit aromatisiertem Schwarzttee mischte, blieben die Vokabeln leere Buchstabenhülsen. Ich legte Elias Canettis *Blendung* über das Schulbuch und entfleuchte entzückt in die Welt des verrückten Büchersammlers Peter Kein. Ab und zu ging ich wieder hinauf in das Ankleide- und Arbeitszimmer meines Großvaters und klaute mehr Schokolade.

Im Papierkorb lag wieder der braune Briefumschlag.

Am Ende ist eine verschwundene Tafel weniger verräterisch als eine angebrochene, dachte ich und machte ein Ende mit ihr. Das lila Verpackungspapier und die hauchdünne Alufolie steckte ich in die Tasche meiner Jeans, um sie später unauffällig verschwinden zu lassen. Das Glücksgefühl machte einem Gefühl der Leere Platz. Noch einmal kletterte ich auf den Stuhl. Diesmal griff ich in die rechte Ecke des Wand-schranks. Dort lag sie, notdürftig versteckt unter den Winterschals: Emils Pistole. Ich nahm sie aus ihrem Versteck. Es war eine Walther PPK, Kaliber 7,65mm. Sie lag schwer in der Hand.

Wie gesagt, nutzte er das Ankleidezimmer auch zum Arbeiten. Auf seinem Schreibtisch stapelte sich Papier. Zeitungen aus Mexiko, Argentinien, Paraguay, Korrespondenzen mit Gott und der Welt, handschriftliche Entwürfe und jungfräuliche DIN-A4-Bögen bildeten einen Kranz um die feldgraue Adler-Schreibmaschine, deren unaufhörliches Geklapper der Sound meiner Jugend war. Eingerahmt hinter Glas hing ein Betätigungsverbot der amerikanischen Militärregierung aus dem Jahr 1949. Emil wurde darin verboten, in leitenden Positionen des Zeitungs- und Rundfunkwesen tätig zu sein, wegen seiner Weigerung, der Entnazifizierung nachzukommen. Darunter lag sein CDU-Parteibuch.

Er war stolz darauf, nicht entnazifiziert worden zu sein. Wegen seiner hohen Einstufung als Propagandamann wäre ein Persilschein auch nicht einfach zu bekommen gewesen.

Ich dachte an seine Erzählungen, die harten ersten Jahre nach dem Krieg, an das Flüchtlingslager und wie froh sie gewesen waren, eine Wohnung gefunden zu haben. Damals hatte er Hunde gezüchtet, Airdale-Terrier, die er an die Amerikaner verkaufte und auf dem Balkon seinen eigenen Tabak angebaut, weil amerikanische Zigaretten Währung waren zum Einkaufen, die nicht geraucht werden durfte. Mit diesen Gedanken im Kopf stand ich vor seinem Schreibtisch und besah mir die schwarz funkelnende Pistole im gedämpften Licht der Nachmittagssonne, das durch Wolkendecke und Fenster auf die Tischplatte fiel.

Die Walther war ein elegantes Mordgerät. Per Knopfdruck löste sich das Magazin aus seiner Halterung und glitt mir in die Handfläche. Es war vollgeladen. Mit dem Daumen drückte ich eine Patrone heraus. Matt messingfarben glänzten das Vollmantelgeschoss und die Hülse. – So sieht er also aus, der Tod, dachte ich und schob die Patrone zurück in das Magazin und das Magazin zurück in den Pistolengriff. Ich drückte den Sicherungshebel nach vorn.

Als ich den Schlitten zog, passierten zwei Dinge gleichzeitig: die oberste Patrone, die ich mir eben noch so genau angesehen hatte, glitt in die Kammer und der Hahn spannte sich. Mit metallisch schmatzenden Geräusch ließ ich den Schlitten zurückrutschen. Die Waffe war gut geölt. Ich steckte mir den Lauf der Pistole in den Mund. Ein paar Sekunden lang ruhte der Zeigefinger meiner rechten Hand ganz leicht auf dem Abzug. So wie der Schokogenuss Glückshormone durch mein System geschickt hatte, jagte nun der Geschmack des kalten Stahls Adrenalin durch meine Adern und ließ mich erschauern.

Ganz langsam nahm ich die Pistole wieder aus meinem Mund. Ganz langsam, damit kein Schuss sich löst, legte ich den Daumen auf den Hahn, zog den Abzug, spürte den Druck der Feder und ließ den Hahn sanft auf den Schlagbolzen sinken. Mit dem Ärmel des braunen Nickis wischte ich einen Tropfen Speichel von der Mündung. Wieder ließ ich das Magazin herausgleiten, repeteierte die Patrone aus der Kammer und klickte sie zurück an ihren Platz. Nachdem die Walther wieder in ih-

rem Versteck verstaut war, stöhnte ich leise und spürte Schweißtropfen über die Stirn perlen.

Noch hatte ich nicht genug von Waffen und zog die Schublade des Schreibtischs auf. Darin lag noch Onkel Ferdinands alter Schlagring aus seiner Zeit als Rocker und Großvater Emils Totschläger aus dessen Zeit als Nazi. Außerdem war da noch Emils Taschenlampe, ein oliv-grünes Gerät aus Beständen der Wehrmacht, bei dem per Handballendruck auf einen flachen Hebel ein Dynamo angetrieben wurde, der wiederum ein Glühbirnchen zum Leuchten brachte. Das war zwar auf Dauer kräftezehrend, dafür aber konnte nie die Batterie leer werden, weil das Gerät keine hatte.

Während ich langsam abkühlte, wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder den Hiebwaffen zu. Ich zog den Schlagring auf die Faust und schlug einem Phantomfeind mit einer geraden Rechten das Jochbein zu Brei. Der Schlagring war aus Aluminiumguss. Er lag leicht in der Hand, leicht, heimtückisch und gefährlich. Ich schlug noch mal zu und noch mal; erst Haken, dann Schläfenhieb. Der Blutstrom wurde unterbrochen. Mit zerborstenem Hirnkasten starb mein Feind zu meinen Füßen. Ich legte den Schlagring zurück in die Schublade und spielte wieder ein wenig mit der Dynamolampe. Ratsch, ratsch, ratsch ging der Dynamo, und das Glühbirnchen leuchtete. Wenn ich das Spiel zu lange treiben würde, bekäme ich einen Krampf im Unterarm.

Zum Schluss untersuchte ich Emils Totschläger. Er bestand aus einer stählernen Hülse, an deren Ende eine Lederschlaufe montiert war. Mit einem kurzen Ruck des langsam sich wieder entkrampfenden Unterarms fuhr die Stahlfeder aus. Sie bestand aus zwei sich nach oben verjüngenden Segmenten. Am Ende des oberen Segmentes saß eine Kugel, die ebenfalls aus Stahl war. Mit dem Ballen der linken Hand drückte ich die Stahlrute zurück in ihr Gehäuse, das ich anschließend in der Hosentasche meiner Jeans verschwinden ließ. Der Totschläger leistete nun der zerknüllten Schokoladenverpackung Gesellschaft. Ich zögerte einen kurzen Nu, bevor ich ihn mit einer einzigen fließenden blitzschnellen Bewegung wieder hervorzauberte und ausfuhr. Die Feder schwang nach. Ganz leicht tippte ich mir mit der Stahlkugel auf den Handrücken. Es tat erstaunlich weh und fast augenblicklich bildete sich eine kleine Beule.

Meine Gedanken schweiften zu dem Vater eines Schulkameraden. Die Familie lebte in einer Arbeitersiedlung in Kessenich, ganz in der Nähe der Haribo-Fabrik, über der stets ein klebriger Gestank nach Lakritz oder Gummibärchen waberte. Des Vaters Kopf zierte eine Glatze, in deren rechter Hälfte eine Delle von der Größe eines Fünf-Mark-Stücks prangte – eine Erinnerung an sein Zusammentreffen mit einem Schurken am Kölner Hauptbahnhof, der ihm hinterrücks mit genauso einem Totschläger, wie ich ihn in Händen hielt, die Schädeldecke eingedroschen hatte, um an sein Portemonnaie zu kommen.

Zum Glück für den Vater meines Freundes hatte sich nach vollbrachter Tat bei dem heimtückischen Sauhund das Gewissen geregt, was ihn dazu gebracht hatte, von einer Telefonzelle aus einen Krankenwagen für den Niedergeschmetterten zu rufen. Das hatte dem Vater das Leben gerettet. Während der Überfall in einer einsamen Gasse stattgefunden hatte, fand sich für den Anruf aus der Telefonzelle ein Zeuge, sodass der Täter identifiziert werden konnte und wegen versuchten Raubmordes lange Jahre seines erbärmlichen Lebens hinter schwedischen Gardinen verbringen musste. Für mein persönliches Rechtsempfinden hätte er für die gute Tat nach der Schlechten, ein wenig mildernde Umstände verdient gehabt. – Na ja.

Ich legte Emils Totschläger zurück in die Schreibtischschublade und wollte wieder nach unten in mein Kinderzimmer. Vielleicht würde ich mir ja doch noch ein paar Lateinvokabeln in den Schädel hämmern können, dachte ich. Aber aus irgendeinem, für mich heute schwer nachvollziehbaren Grund machte ich auf halbem Weg auf den Fersen kehrt und ging noch einmal in Emils Ankleide- und Arbeitszimmer, kletterte noch einmal auf den Stuhl und griff nach der Walther. Da bemerkte ich, dass die Pistole auf einem alten, vergilbten Briefumschlag lag, der mir vorher nicht aufgefallen war. Ich legte die Walther auf einen Stapel verwischter Feinrippunterhemden und förderte statt ihrer den Brief zu Tage. Der Rücken des Briefumschlags war mit einem Brieföffner aufgeschlitzt und als Anschrift stand lediglich in Schreibmaschinenlettern geschrieben:

*R. Fuhrmann*

Seitlich dazu stand handschriftlich noch der Zusatz:

*Per Boten*

Der Umschlag enthielt eine Postkarte. Ich zog sie heraus und starrte auf ein Portrait Adolf Hitlers. Auf der Rückseite der Postkarte aber stand in altertümlicher Schreibschrift Folgendes:

*Meine liebe Ruth*

*Ich hoffe, dein Gatte hat sich mittlerweile in der Redaktion gut eingearbeitet. Hast du Mittwochabend Zeit, damit wir wieder einmal den »Bratspieß« spielen können?*

*Heil Hitler, J. G.*

Ich steckte die Postkarte zurück in den Briefumschlag, legte alles, auch die Walther, zurück an seinen Platz und ging nach unten in mein Zimmer zu meinen Lateinvokabeln. J.G.??? Und wie spielte man einen »Bratspieß«? Ruth war Ferdinands Mutter und Emils erste Frau gewesen. Ihr Name fiel nicht oft bei uns.

## Sperma – 1945

*Berlin, Deutschland*

Im Führerbunker erwacht Eva Braun aus schweren Träumen, weil neben ihr im Bett Adolf Hitler am Wixen ist. Die Federkernmatratze wackelt leicht zum Rhythmus der auf und nieder fahrenden Hand, die frenetisch den steifen Penis bearbeitet. Ein leiser Seufzer entringt sich ihrer Brust, als sie sich auf die Seite dreht. Dies führt dazu, dass Hitler das Bearbeiten seiner Erektion unterbricht, um nach kurzer Bedenkzeit, in der er entscheidet, dass ihr Wachsein ihm egal sein kann, mit frischem Mut fortzufahren.

Während Hitler onaniert, ist seine Erinnerungskraft auf eine jener seltenen Liebesnächte mit Eva Braun konzentriert, als sie ihm gestattet hatte, sie in den Arsch zu ficken. Eva in die Möse zu vögeln ist für beide Seiten nie ein besonderes Vergnügen gewesen, weil ihr Vaginal-